

Dietrich Schilling

Kein Anruf aus Stockholm



Dietrich Schilling, Jahrgang 1945, hat nach seinem Germanistik-Studium fast 40 Jahre lang als Hörfunk-Redakteur beim NDR gearbeitet. Er ist verheiratet und lebt als freier Autor in Hamburg.

1. Auflage June 2024

Copyright © 2024 Dietrich Schilling. Alle Rechte vorbehalten.
Herstellung und Verlag: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Umschlaggestaltung, Satz und Layout: Christian Fillies
Titelbild-Gestaltung: Christian Fillies
mit Grafiken von balasoiu & Sky and Glass / Freepik
Printed in Germany
ISBN: 9783759724083
Mehr auf: www.dietrichschilling.de

Dietrich Schilling

**Kein Anruf
aus Stockholm**

Die Tür knallte ins Schloss. Joachim erschrak, sein Herz muss geklopft haben wie verrückt. Er kann unmöglich überhört haben, dass jemand das Café betreten hatte.

Es waren zwei. Sie grüßten freundlich. Joachim muss ihre Stimmen erkannt und gewusst haben, um wen es sich handelte. Es waren ja langjährige Freunde von beiden von uns, Katja und Heinz. Doch er tat, als sei nichts gewesen. Er sortierte seine Manuskriptseiten zum sechsten oder siebten Mal neu und schaute dabei nicht einmal auf. Keinen Millimeter. Kein Blick, kein Gruß, nichts. Es war die Aufregung, ich war mir sicher. Sie musste ihn vollends blockiert haben. Noch am Morgen, beim Aufwachen, hatte er eine fast ausgelassene Freude empfunden; das hat er wörtlich gesagt. Er hätte laut jauchzen können. Und als er mich anrief wie fast immer am späten Vormittag, überfiel er mich sofort mit einem Redeschwall. Er war ungewöhnlich aufgedreht: Er ließ mich kaum zu Wort kommen, was ebenfalls ungewöhnlich war. Es sprudelte nur so aus ihm heraus. Er sagte, ich erinnere mich genau an diese Formulierung, dass es seinen Körper durchperlt habe wie Luftblasen das Wasser in einem Jacuzzi-Becken. Wörtlich! Für seine Verhältnisse war das so etwas wie ein verbaler Vulkanausbruch. Er erzählte, dass er sofort aus dem Bett gesprungen sei und mehrere unsinnige Sätze laut vor sich hin gesprochen habe nur um zu prüfen, ob seine Stimme sauber genug klang für den Abend. Er habe sogar eine Strophe von den Beatles gesungen, aus ‚She’s leaving home‘, in der sich das junge Mädchen die Treppe hinunter

schleicht und aus dem Elternhaus davonmacht. Einfach so. Noch im Bademantel, noch vor dem Frühstück und dem Waschen. Danach habe er sich im Schlafanzug ans offene Fenster gestellt und dem September draußen mit lauter Stimme seinen Text vorgetragen, beide Kapitel, die er am Abend lesen wollte.

Doch die Zuversicht, die er dabei gespürt hatte, musste sich in Luft aufgelöst haben. So wie er jetzt da stand, mit nichts beschäftigt als mit seinen Fingern, die unentwegt an seinem Jackett herumfummelten, tat er mir fast leid. Wie ein kleiner Junge, der auf der Bühne steht und vor der ganzen Schule ein Gedicht aufsagen soll.

„Schön, dass du gekommen bist“, hatte er gesagt, als ich das Café eine halbe Stunde vor Beginn betreten hatte. Das hatte mich etwas verwirrt, denn er wirkte wie ein Automat auf mich. Unaufmerksam, wie abwesend, beinahe emotionslos, als sei ich irgendwer, den er kenne, aber nicht seine älteste Freundin. Dabei hatte ich ihm zuliebe das grüne Kleid angezogen. Und ich war als erste gekommen, weil ich ihm beistehen sollte. Ja, ‚beistehen‘ hatte er ein paar Tage vorher gesagt, „du musst mir beistehen, das ist mein erster Schritt auf dem Weg zum Nobelpreis!“ Das hatte er natürlich nicht ernst gemeint. Er hatte schelmisch gegrinst und betont, dass da noch einige vor ihm kämen. Aber ein kleines bisschen Hoffnung hatte er eben doch. Nicht auf irgendeinen Literatur-Preis, selbstverständlich nicht. Aber auf das eine oder andere anerkennende Kopfnicken. Ich kenne ihn schon so lange, und genauso kenne ich seine Ironie. Aber ich weiß auch, wovon er insgeheim träumt: von einer kleinen Karriere als Autor. Er hätte es gern gesehen, dass seine Bücher öffentlich wahrgenommen

würden. Dabei hatte er bisher nur einen Roman geschrieben, seinen ersten, und der war noch nicht einmal gedruckt. Geschrieben hat er zwar schon, seit ich ihn kenne: Gedichte, Artikel für die Schulzeitung, oft Skizzen. Solche Entwürfe liebt er besonders, weil sie schnell zu Papier gebracht sind, seiner Phantasie aber keine Grenzen setzen. Aber nun war es ein Roman.

In seiner Aufregung hatte er mich kaum wahrgenommen, als ich kam. Er hatte mich stehengelassen wie einen begossenen Pudel. Ich hatte mich ganz hinten links in die Ecke gesetzt, und er hatte sich ohne ein weiteres Wort zum Tresen begeben. Dort hatte er nach einem Glas Wasser gefragt und war damit zurück an seinen kleinen Tisch gegangen. Er hatte sich gesetzt und die Leselampe ein Stück zur Seite, fünf Sekunden darauf wieder an ihre alte Stelle zurück geschoben.

Dass er mein Kommen kaum registriert hatte, war nicht unhöflich. Unhöflich war er nie, niemandem gegenüber. Selbst seinen Schülern nicht, auch wenn sie ihn mit ihrem Benehmen oft genug fassungslos gemacht hatten. Das war aber vorbei, er war ja längst pensioniert. Er war einfach so aufgeregt darüber, dass ihn sein guter Geist verlassen hatte, wie er mir in unserem Telefonat am nächsten Morgen sagte. Er sei panisch gewesen, hat er sogar gesagt. Er tat mir wirklich leid, aber er hatte diesen Abend gewollt, nicht ich.

Ich glaube allerdings nicht, dass ihm irgendjemand außer mir seine Nervosität angesehen hat. Äußerlich wirkte er ruhig und gefasst, beinahe souverän, so, als ob er einen Abend wie diesen schon unzählige Male hinter sich gebracht hätte. Das lag ganz einfach an seiner Persönlich-

keit. An seiner Erscheinung. Wer ihm begegnet, sieht ihm unbewusst hinterher, vor allem Frauen. Joachim hat das nie und würde es auch niemals ausnutzen; dazu ist er einfach zu schüchtern. Auch, wenn man es ihm nie ansieht: Tief in ihm versteckt sich eine unerklärliche Zurückhaltung. Doch allein mit seinen wachen Augen, die Teilnahme und Wohlwollen ausstrahlen und seine Gegenüber ausnahmslos erwartungsvoll anblicken, nimmt er alle für sich ein. Und wenn die Augen nicht wirken, dann ist es der Anzug. Joachim ist Liebhaber besonderer Anzüge und Jacketts, die er grundsätzlich allein einkauft. Er hat mich noch nie gefragt, ob ich ihn dazu begleite. Und soviel ich weiß, hat auch seine Frau das noch nie getan. Ich weiß auch nicht, wo er sie kauft, aber er muss eine ungewöhnlich gute Beratung genießen. Er hat, seit ich ihn kenne, und das ist fast sein ganzes Leben lang, noch nie einen Fehlkauf getan. Was er trägt, hat immer etwas gezielt Ausgefallenes.

Knapp 40 Sitzplätze würde sie aufstellen. Und wenn das nicht reichen sollte, könnte sie noch ein paar Klappstühle besorgen, hatte Lilly, die Besitzerin des Cafés versprochen. Dabei hatte sie mich hinter seinem Rücken angegrinst, was ich nicht für angebracht hielt, aber nachvollziehen konnte. Ich glaube nicht, dass er es bemerkt hat. Doch nach fehlenden Klappstühlen sah es leider nicht aus. Andererseits: Es waren noch 10 Minuten bis zum Beginn. In meiner Ecke hinten links tat ich, als ob ich mit meinem Handy beschäftigt sei, ließ ihn aber keine Sekunde aus den Augen.

Wohl um irgendetwas zu tun, nahm er jetzt sein Manuskript in die Hand und blätterte die Seiten durch. Er wollte zwei Kapitel aus dem Buch lesen, das war sein Plan. Das

erste und das vorletzte. Warum diese beiden, hatte er mir mehrfach zu erläutern versucht. Dabei hatte er eigentlich mit sich selbst diskutiert, weil er Gründe hatte, die dafür, aber auch welche, die dagegen sprachen. „Das erste ist spannend und schärft den Blick für das Thema. Und das letzte fasst alles nochmal zusammen und steuert auf zwei mögliche Schlüsse zu, die sich aber gegenseitig ausschließen.“ Das war seine rationale Begründung. Sie erschien mir nicht plausibel. Ich hatte sogar das Gefühl, dass sie ihn selbst auch nicht überzeugte. Ich glaube eher, dass er diese beiden Kapitel lesen wollte, weil sie gut geschrieben waren, wie er fand. Einige Passagen waren sogar gut für Lacher, so ernst das Thema war.

Jedenfalls war es eine Bauch-Entscheidung. Das schien er zu wissen, aber nicht zugeben zu wollen, und deshalb suchte er nach Argumenten. Ich persönlich hätte mir auch andere Stellen vorstellen können. Ich kenne den Roman fast auswendig, das ist nicht übertrieben. Ein ganzes Jahr lang hatte ich fast täglich mit ihm darüber gesprochen, und wir hatten jeden Satz, jedes Wort, einfach alles auf seine Richtigkeit hin geprüft. Der Text dürfe nichts Überflüssiges enthalten, nichts, das vom Thema ablenke, hatte Joachim immer betont, keine ungenauen Formulierungen usw. Auch über das Thema seines Romans hatten wir jedes Mal neu diskutiert, ganz grundsätzlich. Ich kann nachvollziehen, dass es für Joachim wichtig war; er hat ja immer schon davon gesprochen. Aber er ist nicht der Erste, der darüber schreibt. Und so, wie er es behandelt, hat es für meinen Geschmack etwas Moralisches. Etwas Herabziehendes. Ich hab mal gesagt, dass so etwas wie Selbstmitleid spürbar ist.

Bei diesen Gesprächen haben wir oft in Lillys Café gegessen. „Meinst du, ich kann hier mal eine Lesung machen?“, hatte er mich eines Tages gefragt und dann, wohl auf meinen ‚Beistand‘ hin seine Zögerlichkeit überwindend, auch Lilly. Normalerweise war er in solchen Angelegenheiten sehr zurückhaltend. Er schob sich nie in den Vordergrund. Dazu war er zu gut erzogen. Aber in diesem Fall hatte er sich einen Ruck gegeben. Wahrscheinlich hatte er sich klargemacht, dass dies eine realistische Gelegenheit war.

Wieder nervte dieses unerträgliche Türschlagen; ist es wirklich so teuer, die Türbremse reparieren zu lassen? Oder sie zu ersetzen?

Diesmal waren es mehrere Personen. Sie schienen guter Laune zu sein. Ihre Stimmen schwirrten durcheinander, und eine rief seinen Namen: „Joachim“. Er reagierte mit einer achtlosen, fast abwehrenden Handbewegung, nicht mal ein Lächeln. Ähnlich angespannt hatte ich ihn wirklich selten erlebt.

So, wie ich ihn kenne, ging er noch einmal in Gedanken durch, was er zur Begrüßung sagen wollte. Von meinem Platz aus konnte ich ihn wirklich gut sehen. Er hatte sich ein paar Stichworte auf die erste Seite seines Manuskripts geschrieben, das wusste ich. Aber jetzt zog er einen Kuli aus der Jackettasche und begann, soweit ich das richtig erkennen konnte, irgendetwas durchzustreichen oder zu ergänzen. Wahrscheinlich erschien ihm jetzt, so kurz vor dem Beginn der Lesung, alles ganz nichtssagend und unbedeutend, ganz anders, als er es sich beim Aufschreiben gedacht hatte. Es sah so aus, als ob er sich fieberhaft eine neue Begrüßung zurecht legte und sie ins

Manuskript schmierte. Dann sah er auf seine Uhr. Und ich auf meine: noch 5 Minuten.

Der Raum war überraschend gut gefüllt inzwischen. Joachim stand noch einmal auf, ging wieder zum Tresen und ließ sich sein Glas ein zweites Mal mit Wasser füllen. Er konnte einfach nicht ruhig sitzen bleiben und die Zeit abwarten. Nein, Leitungswasser! Er winkte ab, als ihm die Bedienung eine Flasche Mineralwasser herüber reichen wollte. Ein Blick auf die Uhr, ein Händestreichen über seine kurzen, gut geschnittenen grauen Haare, und dann verschwand er in dem engen Gang zur Gästetoilette. Obwohl er mir den Rücken zuwandte, sah ich ihn vor mir, wie er durchatmete. Ich vermutete, dass er seinen ehemaligen Kollegen Plumm im Publikum wahrgenommen hatte, der ihm immer ein Dorn im Auge gewesen war, und dass ihm die Anwesenheit dieses ‚Superlehrers‘, wie er ihn mit leiser Ironie bezeichnete, gar nicht schmeckte. Aber dagegen konnte er nichts machen; der Abend war öffentlich. Das kleine Plakat an der Tür des Cafés hatte niemanden ausgeschlossen.

Auf die Minute genau um acht betrat er erneut den Raum und ging, ohne irgendjemanden anzuschauen, eine unsichtbare Hülle um sich, an sein Tischchen. Knipste die kleine Lampe an, nahm das Buch, aus dem er lesen wollte, in die Hand, strich sich noch einmal durchs Haar, nahm seine Brille ab und setzte sie wieder auf, blätterte nach der Seite, mit der er beginnen wollte, hob schließlich seinen Kopf und lächelte.

Sofort wurde es still. Gerade eben war noch lautes Stimmdurcheinander im Raum, Lachen, Gläsergeklirr - und nun Stille. Die Jacuzzi-Perlen sind zurück, dachte ich. Ein

Hündchen bellte und alles lachte. Joachim schaute ein paar Sekunden irritiert ins Publikum, erkannte wohl auch Gesichter, denn er lächelte, zwar ein bisschen ängstlich, wie ich fand, was mir persönlich aber gefiel, und sprach seine Begrüßung. Doch von den Worten, die er sich vorgenommen hatte und die ich genau kannte, war kaum etwas übrig geblieben. Später sagte er, in seinem Kopf sei alles durcheinander geraten. Er sei es nicht selbst gewesen, der gesprochen habe.

Und dann las er. Wie oft hatte er den Text geprobt! Am Fenster seines Zimmers stehend, in ein imaginäres Publikum blickend, Betonung und Pausen ausprobierend und immer wieder verändernd. Und jetzt? Er muss das Gefühl gehabt haben, gegen eine gewaltige, bedrohliche Wand anzusprechen. Jedenfalls stellte ich mir das vor. Er hielt den Kopf gesenkt und wagte es nicht aufzublicken. Ich litt mit ihm, kämpfte mich mit ihm Zeile um Zeile vorwärts und spürte, dass ihm alles viel zu lang vorkam, viel zu schwerfällig und nichtssagend, überflüssig. Noch während er las, fielen ihm, glaube ich, bessere Formulierungen ein. Einmal riskierte er tatsächlich, einen Satz spontan anders zu bilden, aber dabei kam er ins Stolpern.

Als er endlich zu der Passage kam, die er für die gelungenste hielt, guckte er zum ersten Mal direkt ins Publikum. Ich spürte, wie er plötzlich zu sich fand. Auf einmal genoss er das Lesen. Endlich schien er sich auf die nächsten Sätze zu freuen, er entkrampfte sich. Und als tatsächlich ein, zwei Lacher aus dem Publikum zu hören waren genau an der Stelle, an der er damit gerechnet hatte, hielt er inne, schaute lausbubenhaft ins Publikum, als könne er nicht verstehen, warum gelacht worden war und erhielt noch

mehr Lacher.

Von da an ging alles leichter. Jetzt gestaltete er seinen Text, er modulierte. Wenn er einmal kurz aufblickte und in gespannte oder lächelnde Gesichter sah, trug es ihn vorwärts, machte ihn leicht, trug ihn hinein in einen kleinen Rausch. Und als er endlich an der vorgesehenen Stelle stoppte und eine kleine Pause verkündete und Händeklatschen und anerkennende Bemerkungen zu hören waren, schien der Bann gebrochen. Er war verlegen, wusste nicht recht wohin mit seinem Blick, aber er freute sich. Unübersehbar. Er freute sich vorbehaltlos wie ein Kind, erhob sich ungelentk von seinem Stuhl, stieß an das Tischchen, die Lampe wackelte, und strahlte ins Publikum. „Pause“, sagte er, weil er gar nichts anderes zu sagen wusste und was niemand verstand in dem Durcheinander, aber es war auch so klar.

Wie immer, wenn eine Pause beginnt, muss man sich orientieren. Man schaut sich um, beobachtet, was die anderen tun, zögert. Erst als der Beifall versickert war und ein erster Zuhörer aufstand, kam Bewegung in die Zuhörer. Vielleicht waren es 25, vielleicht auch 30, die gekommen waren, also keine Klappstühle. Eine Frau, die ganz vorne gesessen hatte, trat an sein Tischchen, nickte ihm aufmunternd zu, sagte irgendetwas, woraufhin auch er nickte. Als sie gegangen war, huschte ich zu ihm, bahnte mir einen Weg durchs Publikum, das unschlüssig zwischen den Stühlen stand. „Gut!“, flüsterte ich ihm zu, „richtig gut!“

Joachim stand auf und sah mir ein wenig ungläubig ins Gesicht.

„Wirklich?“

„Ja!“, sagte ich, „wirklich!“

„Stimmt!“, bestätigte Christa, seine Frau, die dazugekommen und mich flüchtig begrüßt hatte, ohne mich länger als nötig anzusehen. Neben ihr die gemeinsame, erwachsene Tochter, die aus München angereist war. Wir alle lächelten ihn an, Christa klopfte ihm auf die Schulter und gab ihm einen Kuss.

„Wollt ihr nicht was trinken?“

Er war erleichtert, das sah man. Aber er wusste nicht, was er sagen oder tun sollte, wohin mit sich.

„Ich geh kurz raus, frische Luft schnappen“, sagte ich. Im selben Augenblick, als ich Christas Stimme hörte, war mir klar geworden, dass ich ein wenig zu vorschnell gehandelt hatte. Joachim war dankbar; er weiß, dass Christa und ich nicht die engsten Freundinnen sind.

Draußen wartete Plumm. Er hatte mich gesehen und kam sofort auf mich zu; er suchte jemanden, mit dem er reden konnte. Große Lust hatte ich nicht gerade dazu. Genau wie Joachim mochte ich ihn nicht, weil er etwas unangenehm Aufdringliches hatte. Seine Fragen, seine Bemerkungen konnten sehr aggressiv sein. Doch ich konnte ihm nicht ausweichen; es wäre unhöflich gewesen.

„Na, was sagt die Journaille?“ Seine Häme war nicht zu überhören, ich versuchte sie zu ignorieren.

„Ich bin nicht als Kritikerin hier“, antwortete ich ausweichend. Er grinste breit; in diesem Fall ist es das richtige Wort.

„Aber Sie haben doch eine persönliche Meinung, oder?“

Ich nickte ihm freundlich zu, seiner spöttelnden Frage zum Trotz. „Die habe ich.“ Und erklärte meiner parteiischen Überzeugung und der halben Wahrheit gemäß:

„Ich finde, es ist das Beste, was er bisher geschrieben hat.“

Plumm grinste. „Das hört sich ein bisschen nach Versteckspiel an. Sagen Sie doch ganz einfach: Ist es eher ‚gut‘ oder ‚nicht so gut‘?“

„Nein, so einfach ist das nicht“, sagte ich, „beides wird ihm nicht gerecht. Ich kenne ihn.“ Lächelte ihn zitronensüß an und ging wieder hinein.

Kein Anruf aus Stockholm

Joachim, pensionierter Lehrer, hat seinen ersten Roman geschrieben: Über seinen Vater, der ihm nie erzählt hat, was er im Krieg erlebt und getan hat. Nun träumt Joachim von einer Anerkennung als Autor. Doch die erste öffentliche Lesung ist nur bedingt erfolgreich. Sein Schreibstil wird sehr gelobt, doch die Behandlung des Themas kritisiert. So etwas habe man schon tausendmal gelesen, heißt es auch. Obwohl er den Roman mehrfach überarbeitet, kann er ihn nicht bei einem Verlag unterbringen. Doch dann bekommt er zwei Ratschläge: „Schreib einen Krimi!“ ist der eine, „Schreib eine Liebesgeschichte!“ der andere. Joachim wagt ein Experiment...

Dietrich Schilling hat fast 40 Jahre lang als Redakteur für den NDR-Hörfunk in Hamburg gearbeitet. „Kein Anruf aus Stockholm“ ist sein 6. Roman.



www.dietrichschilling.de

© 2024 Dietrich Schilling. Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 9783759724083

Herstellung und Verlag:

Books on Demand GmbH, Norderstedt

[D] € 14,99



9 783759 724083